



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Palermo.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geradezu demoralisirenden Einfluß aus, den eine jährlich wiederkehrende Bewerbung haben muß!

— Wenn man nicht ein Mittel findet, dem zu begegnen. — Es gibt nur eins: Deffentlichkeit, volle, unbedingte Deffentlichkeit! — Die Deffentlichkeit schließt nicht jeden Mißbrauch aus; sie verhindert aber den periodischen Skandal und die Corruption.

Man wendet ein: es werde das Ehrgefühl verlegen, als Stipendiat der Schillerstiftung dem Publikum bekannt zu werden. — Im Gegentheil. — Ein Almosen zu empfangen, auch wenn man in bedrängter, unverschuldeter Lage sich findet, ist dem Edeln immer peinlich; aber einen Ehrensold anzunehmen, im Namen der Nation erteilt, von der allgemeinen Stimme der Nation gebilligt — wir dächten, das könnte man sich wenigstens ebensogut gefallen lassen, als das Jahrgeld eines Fürsten!

Nur Sorge man dafür, daß es wirklich eine Nationalangelegenheit werde, nicht eine lichtscheue Einwirkung von Coterien. Das erste — freilich noch nicht das letzte — was dazu gehört, ist unbedingte Deffentlichkeit. J. S.

Palermo.

Wir entnehmen die nachstehende Schilderung der jetzt in den Vordergrund der Ereignisse getretenen Hauptstadt Siciliens dem von uns bereits angezeigten trefflichen Buche Otto Speyers: „Bilder italienischen Landes und Lebens“ (2 Bd., Berlin, G. S. Mittler und Sohn.)

Wer, wie wir, an einem sonnigen Junimorgen zum ersten Male die Straßen der sicilianischen Hauptstadt betritt, während der frische Hauch des Seewindes die leichten Wellen des Meerbusens kräuselt, und die weißen Wölkchen über den tiefblauen Himmel treibend, zugleich die Hitze des südlichen Sommertages mäßigt; wer zum ersten Male das lustige, sorglose Treiben der bunten Straßen sieht, in dem sogar die fernen Felsgebirge, die dort zum Westhor hereinschauen, ihre ernste strenge Miene zu mildern scheinen; wer die leuchtenden, mit den fremdartigen Gestalten tropischer Gewächse geschmückten Gärten und das dunkle massive Grün der Orangenhaine, aus denen zahllos die goldenen Früchte schimmern, zum ersten Male erblickt: der wird leicht inne, weshalb schon die Alten so entzückt von diesem Erdenflecken reden, weshalb Diodor, Herodot u. A. es den großen Garten, das glückliche Gestade, den entzückendsten Ort nennen und weshalb die Stadt vor ihren italienischen Schwestern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice) erhalten hat.

Freilich, glücklich ist eine Bezeichnung, mit der die Menschen leicht bei der Hand sind. Wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Leppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Carthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthume nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte.

Seine Blüthe datirt erst von den Zeiten der arabischen Eroberer, deren Spuren noch heutzutage hundertfach in Straßen und Gebäuden, ja in Sprache und Sitten der Palermitaner zu finden sind. Höher noch stieg der Glanz der Stadt zur Zeit der normännischen Herrscher, wo sie den stolzen Titel „caput regni, prima sedes et corona regis,“ trug, unter den Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. und unter den spanischen Fürsten aus dem Hause Arragonien. Ja, selbst unter der castilischen Herrschaft, so schwer auch ihr Druck auf dem Volke lastete, fehlte es der Hauptstadt nicht an Glanz, ihren Bewohnern nicht an Reichthum und Unternehmungslust; das beweisen die zahlreichen Prachtbauten von Kirchen und Privathäusern aus dieser Periode. Erst seit der Bourbonenherrschaft, als Palermo gewissermaßen zu einer Provinzialstadt herabsank, scheint hier ein Stillstand und Rückschritt eingetreten zu sein. So bietet die Stadt in ihren Gebäuden und Denkmälern eine bunte Mustersammlung aus vielen Jahrhunderten. Aus dem Alterthume freilich ist fast Nichts erhalten als was die „regia studiorum universitas“ in ihrem Museum birgt. Dagegen möchte es wol kaum einen Kunststyl des Mittelalters und der neueren Zeit geben, der nicht hier irgendwie vertreten wäre. Vorherrschend sind der maurisch-normännische, der Renaissancestyl des 15. und 16., und vor Allem der des 17. Jahrhunderts, der, freilich im Ganzen unerquicklich genug, mir doch hier mit seinen seltsam launischen Schnörkeln einen weit weniger unangenehmen Eindruck machte als im Norden. Ihm gehören die meisten Paläste und größeren Häuser, sowie die Mehrzahl der Kirchen an, die sich längs der beiden Hauptstraßen aufreihen. Denn zwei Hauptverkehrsadern, Via Toledo oder il Cassaro und Via Macqueda theilen, sich selbst fast im Mittelpunkte der Stadt unter rechten Winkeln durchschneidend, ganz Palermo in vier fast gleiche Theile. In ihnen und auf den öffentlichen Plätzen, zumal den beiden größten am östlichen und westlichen Ende des Cassaro, drängt sich um so mehr fast das ganze öffentliche Leben zusammen, als alle die übrigen Straßen enge, dumpf und schmutzig sind.

Gleich der erste Anblick der Via Toledo macht einen eigenthümlichen und fremdartigen Eindruck auf den nordischen Reisenden. Nicht nur, daß hier die Fronten der Häuser (was selbst in Neapel noch nicht durchweg, im mittlern Italien aber nur ausnahmsweise der Fall ist) sämmtlich ohne eigentliches Dach oben in die krönende Balustrade enden: noch charakteristischer für Palermo sind die durchlaufenden Balcone, meist an sämmtlichen Stockwerken, das Erdgeschoß natürlich ausgenommen, mit ihren gewöhnlich bauchig vorspringenden Eisengittern, von massigen Stützen in oft seltsamer Schnörkelform getragen, während Verzierungen von weißem Stuck in bizarrem Geschmack vielen Häusern ein buntes, sonderbares Ansehen geben. Nicht wenige Balcone sind bedeckt und nach Außen vollständig vergittert: sie gehören entweder den Nonnenklöstern (deren es in Palermo 67 gibt), oder doch Palästen, von denen aus die Bewohnerinnen der benachbarten Klöster das Recht haben, die Processionen und Festzüge der Hauptstraße mit anzusehn. Man würde es hier für eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit halten, selbst den Bräuten des Heilandes diesen höchsten irdischen Genuß des Sicilianers zu entziehen: so stehen diejenigen Ordenshäuser, welche nicht an der Hauptstraße gelegen sind, durch verborgene Gänge mit irgend einem Balcon, der die Aussicht auf Via Toledo bietet, in Verbindung.

Einen nicht minder eigenthümlichen Anblick bietet das Erdgeschöß der meisten Häuser. Hier wechseln Läden und Kaffeehäuser mit Casinoräumen und Barbierstuben. Die ersteren sind ziemlich glänzend ausgestaffirt, zumal mit farbigen Stoffen möglichst bunt ausgeschmückt. Besonders lockend sind die der Acquajoli, der Wasser- und Limonadenschanken, die nach Außen scheinbar auf vergoldeten Säulchen ruhen. Zahllose Goldfische spielen in kleineren oder größeren Gefäßen auf dem Ladentische; das krystallhelle Eiswasser springt unablässig aus einer schöngeformten Muschel empor; Blumen, Früchte und Blätter, auch buntgemalte Wände verzieren das Innere. Seltener noch erscheinen dem nordischen Fremden die Clublocale zu ebner Erde mit stets weit offen stehenden Thüren, durch welche er die jungen Nobili sich auf den rothen Sammetesseln dehnen, rauchen, schwäzen, die Zeitung lesen oder laut und ungenirt genug ihre Bemerkungen über die draußen Vorübergehenden machen sieht und hört. Mancher Cavalier, der wol gar mit dem Herzogs- oder Marquisitel prangen könnte, bringe hier fast den ganzen Tag, zuweilen auch wol die Nacht zu, wurde mir versichert. Bei dem heruntergekommenen Zustande des sicilianischen Adels nämlich sei es etwas Gewöhnliches, daß der Erbe eines großen Namens den letzten kleinen Rest seines Vermögens an einen Juden für eine Leibrente von 3, 4 bis 10 und 12 Tari (d. h. 10½—42 Sgr.) täglich verkaufe. So hört man in der That nicht selten in Palermo den Ausdruck: è un cavaliere di 4 tari, es ist ein Cavalier von 4 Tari oder 14 Silbergroschen. Das handeltreibende Publikum kennt die Verhältnisse dieser Rentner auf das Genaueste und regelt natürlich danach den ihnen zu gebenden Credit. Sind der Tari gar zu wenige, so sind die Cavaliere auch wol zu allerhand ziemlich demüthigen Aemtern und Dienstleistungen bereit, wenn dieselben sich nur dem Auge des Publikums einigermäßen entziehen lassen. Im Uebrigen ist der Palermitaner nicht gewohnt, sich viel Sorgen zu machen um das, was sein Nachbar sieht. Nicht genug, daß Schuster und Schneider auf der Straße arbeiten, daß häufig der Mittagetisch für die Familie da gedeckt steht, daß sich mancher trotz der augenscheinlichen Gefahr für seinen Hals auf offener Gasse rastren läßt: auch die Wäsche wird zum Trocknen von Balcon zu Balcon quer über die Straße gespannt (mit Ausnahme der beiden Hauptstraßen), zuweilen so dicht wie die Coulissen eines Theaters; hier zieht sich der Hausherr höchst ungenirt auf dem Balcon die Beinkleider an; dort läßt sich eine Signora von der Zofe die glänzend schwarzen Haare flechten; hier spielen zwei Personen mitten im Gedränge eine Partie Schach, dort bringt eine Wäscherin die Hände und Nasen der Vorübergehenden mit ihrem Bügeleisen in Gefahr: kurz, was draußen geschehen kann, geschieht, und man kann der sonst unerträglich bevormundenden neapolitanischen Polizei in dieser Hinsicht keineswegs übermäßige Strenge vorwerfen.

An den Ecken der Straßen und Plätze, zumal an den Quattro cantoni, dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptstraßen, stehen Haufen von Müßiggängern; doch sind sie im Allgemeinen ruhiger und ernster, auch besser gekleidet, als in Neapel. Nur die Kinder, die zwischen ihnen umherlaufen, sind meist halb nackt, oft mit Nichts als einer Art von Schwimmhose bekleidet. Die Frauen tragen meist ein langes schwarz- oder buntseidenes, zuweilen auch weißes spizenbesetztes Kopfstuch, mit dem sie sich vortrefflich zu drapiren wissen, und unter dem ihre großen schwarzen Augen und ausdrucksvollen, scharfgeschnittenen Züge doppelt anziehend erscheinen.

Wahre Schönheiten dagegen habe ich sowohl unter ihnen als unter den männlichen Bewohnern Palermos nur höchst sparsam gefunden.

So ist der Eindruck, den eine erste Durchwanderung Palermos auf den vom Festlande herüberkommenden Reisenden hervorbringt, der, daß er ein ganz neues Gebiet, daß er erst jetzt das geträumte Reich des Südens betreten habe. Er fühlt sich in einer neuen, wärmeren, poetischeren Atmosphäre, und mit schon halb befriedigter Erwartung sieht er den Wundern entgegen, welche die Insel jetzt vor ihm entfalten soll. —

Wir hatten eine Menge von Kirchen durchwandert, wie die des Nonnenklosters Martorana, eine bunte Musterkarte aller möglichen Stylarten; die von Santa Maria di Porta Salva mit ihrer herrlichen etwas an die Loggia de' Lanzi erinnernden Vorhalle im Renaissancegeschmack des 15. Jahrhunderts; den ehrwürdigen Tempel von San Giovanni degli Eremiti; hatten die Höfe und Gemächer des im Ganzen unbedeutenden Residenzschlosses beschäftigt, das nur noch schwache Spuren der alten arabischen Citadelle zeigt und in dem Niemand Etwas von einem Saale Friedrichs II., den wir suchten, wissen wollte; und betraten endlich die unter dem Namen der Cappella reale oder palatina bekannte Kirche des Palastes. Kaum hat irgend ein Gotteshaus zwischen Mittelmeer und Nordsee einen tiefern und nachhaltigeren Eindruck auf mich hervor gebracht. Von König Roger II. in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet, ist sie in jenem eigenthümlichen normännisch-maurischen Style gebaut, der in der weit größeren Kathedrale von Monreale die Bewunderung aller Reisenden in Sicilien auf sich zieht. Aber die letztere enthält doch, zumal in der Außenseite und den Seitencapellen, mancherlei fremde und störende Elemente; hier dagegen erscheint das Ganze — theils trefflich erhalten, theils nicht minder trefflich restaurirt — wie aus einem Gusse. Dabei offenbart sich hier noch ein feinerer Sinn für das Schöne in den Verhältnissen, in den Farbenzusammenstellungen und den Mosaikbildern selbst und ein unendlich größerer Glanz in der prächtig bunten Teppichweberei der Ornamente. Der Stoff der Säulen ist abwechselnd von dem schönsten Marmor, Granit, Porphyr und Blutjaspis, die Mauern des Chors sind mit Halbedelsteinen eingelegt. Herrlich ist der Blick von der Vorderwand, wo der 1719 von Philipp V. wiederhergestellte Sitz des Königs sich erhebt, in die Tiefe der Kirche. Durch die Fenster der Kuppel, die sich über dem erhöhten Altare wölbt, fällt ein klares, doch nicht grelles Licht auf die vergoldeten Bogen und hebt die schöne Gestalt des gekrönten Kaisers dem Beschauer gegenüber; tiefer herunter legen sich in leisem Uebergange die Schatten auf die Gestalten zweier Engel zu beiden Seiten des Triumphbogens, während aus dem magischen Dämmerlichte der Tribüne die herrlichen Umrisse einer Gottesmutter in der Mitte zweier Heiligen milde hervorschimern. So trefflich sind die Linien der Bögen und ihr Abschluß auf einander berechnet, ein so klares und tiefes Gefühl für das Schöne und Erhabne geht durch den ganzen Bau, daß man bei seinem Anblick ergriffen wird wie bei der Anschauung der ewigen Harmonie des Makrokosmos.

Während bei der Cappella palatina die großartige Schönheit des Innern einen um so tiefern Eindruck hervorbringt, als sie von Außen ihre Bestimmung kaum errathen läßt, so ist es dagegen bei der unweit des Schlosses auf der andern Seite des Toledo gelegenen Kathedrale gerade das Aeußere, was unsere bewundernden Blicke auf sich zieht und uns mächtig und eigenthümlich ergreift. Die großartige Entfal-

tung des ganzen Baues, von dem weiten freien Platze längs des Toledo aus gesehen; die seltne Bekrönung des maurischen Zinnenkranzes; die herrlichen Portale und Fenster; die gekreuzten Spitzbögen; der südlich-heitere Styl der Ornamente; ja selbst die Vermischung der Bauarten, wie sie sich in der halbgothischen Westfacade, der maurisch-byzantinischen Südseite und der plumpen großen, von mehreren kleinen umgebenen Kuppel zeigt: alles das zusammen gewährt einen Anblick, der durch Mannigfaltigkeit, Pracht und Originalität reichlich ersetzt, was ihm an Harmonie und innerer Einheit des Gedankens abgehen mag. Aber welche Enttäuschung beim ersten Schritt in das Innere! Wären die Säulen nicht und die Bögen, welche sich zwischen ihnen spannen, wir möchten uns in einem Bauwerk aus der künstlerischen Zeit der ersten Reifröcke glauben. Alles ist weiß überpinselt, und nicht ohne Erfolg die größte Mühe aufgewandt, dem Ganzen ein trostloses kahles, nichts sagendes Ansehen zu geben. Wir waren im Begriff wieder umzukehren, da fielen uns in einer Kapelle links vom Eingange einige alte Sarkophage in die Augen. Wir traten näher. Durch ein Gitter von der Kirche abgeschlossen, stehen hier unter einem von Porphyrsäulen getragenen Dache, aus demselben Stoffe gefertigt, die Särge Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II., mit rohen Basreliefs verziert, welche Heilige oder Wappenthiere darstellen. Hinter ihnen, in noch älterem Stile und von gleicher Form, aber mit mosaikverzierten Marmorsäulen, deren zum Theil ausgefallne Steinchen durch Malerei ersetzt sind, erscheinen die Grabmäler Rogers II. und der Kaiserin Constanze, der letzten Normannenfürstin. Moderne Inschriften am Fuße der Särge und alte an der Hinterwand verkünden, wer hier ruht. Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den deutschen Beschauer bei dem Anblick der Gräber seiner heimischen Beherrscher hier am weit entlegenen Gestade, der Beherrscher, welche die ferne Inselstadt, mit stolzen Worten sich für die Metropole ihres Reiches erklärend, als die ihrigen in Anspruch nimmt. Die Zeit, wo Sicilien und Deutschland so nahe mit einander verknüpft waren, tritt ihm plötzlich mit den Heroengestalten der Hohenstaufen verkörpert vor die Seele: das herrliche Bild Friedrichs II. (*magni nominis imperator*, wie ihn die Inschrift nennt) steigt vor ihm auf, diese hochtragische Heldenfigur eines Mannes, dessen Schicksale romantischer waren als ein Roman und dessen Leben dramatischer als ein Drama, bei dem Alles: Charakter, Bildung, Stellung, Schicksal mehr einem Product der schaffenden Einbildungskraft des Dichters als der geschichtlichen Wirklichkeit gleicht, und der doch noch immer, und vielleicht gerade deshalb, auf einen des großen Stoffes würdigen Genius harzt, ihn zu besingen.

Von den Kaisergräbern stiegen wir in die Krypte unter dem Hochaltar hinab, ein altes Steingewölbe mit hochgespannten mächtigen Bögen, von kurzen, stämmigen Marmorsäulen getragen. Durch zwei runde Löcher und ein vergittertes Fenster fällt das Tageslicht von oben herein und wirft ein magisches Dämmerlicht auf die marmornen Sarkophagen, die zum Theil antike Basreliefs, zum Theil die Gestalten geharnischter Kreuzritter und betender Bischöfe zeigen. Zumal vom Fuße der Treppe aus ist der Blick auf die sich allmählig im Dunkel verlierenden Hallen von mächtiger Wirkung. Hierher sollten die Decorationsmaler kommen, wenn sie die Scene zu dem letzten Act von Romeo und Julie malen wollen.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. V. Herbig — Druck von C. G. Ulbert in Leipzig